

alles.

»HALLO!«, schreie ich noch einmal, jetzt fast hysterisch, und hämmere mir die Handballen wund. »HILFE! HILFE! HILFE!« Ich fange vor Erleichterung echt an zu heulen, als ich sehe, dass von außen jemand die Klinke runterdrückt, und Fannys Stimme durch die Tür an meine Ohren dringt.

»Alicia?«, fragt sie skeptisch.

»Ja«, schluchze ich jämmerlich und denke, dass ich ihr die Füße küssen werde, sobald ich hier raus bin, aus lauter Dankbarkeit, dass es sie gibt.

»Was machst du da?«

Gute Frage.

»Ich pinkele«, sage ich.

Fanny lacht.

»Und bist du bald fertig?«

Ich nicke, unsinnigerweise, weil sie mich ja nicht sehen kann.

»Die Tür klemmt«, sage ich.

»Hab ich mir fast schon gedacht.«

Diese Stimme voller Güte. Ich liebe sie.

»Hol den Hausmeister!«

»Ja, klar.«

»So schnell wie möglich, wenn's geht!«

»Ich renne«, sagt Fanny und ist weg, und in dem Augenblick weiß ich plötzlich die Antwort auf die Frage, die in der letzten Stunde, Woche, dem letzten Monat in meinem Hirn rumort hat, und die Antwort lautet: Nein.

So stelle ich mir den Rest meines Lebens definitiv nicht vor.

Nicht mal ansatzweise.

Irgendwann in der Mittelstufe hatte unsere Klassenlehrerin uns gesagt, dass unsere Klasse zum Winterhalbjahr geteilt würde. Sie gab jedem von uns einen weißen Informationszettel, und ich erinnere mich, wie ernst sie uns dabei angesehen hat. Dann meinte sie, wir sollten jetzt nach Hause gehen und uns gründlich überlegen, mit welchem unserer dreißig Mitschüler wir am allerliebsten in der gleichen Klasse bleiben würden. Den Namen sollten wir dann ganz unten auf den Zettel schreiben. Es war nicht sicher, dass alle Wünsche erfüllt würden, aber unsere Lehrerin wollte ihr Bestes tun, das versprach sie hoch und heilig. Das war der Moment, in dem mir klar wurde, dass Fanny und ich beste Freundinnen waren. Wir hatten vorher nie wirklich darüber gesprochen. Aber jetzt wanderte ihr Blick über die Bankreihen zu mir und ich nickte. Wir brauchten nicht nach Hause zu gehen und

gründlich nachzudenken, die Antwort war klar. *Wenn du meinen Namen aufschreibst, schreibe ich deinen.*

Und so war es seitdem. Ging Fanny in eine Richtung, folgte ich ihr. Kehrete ich um, kam Fanny hinter mir her. Wir waren eigentlich grundverschieden, aber das spielte keine Rolle, wir waren trotzdem beste Freundinnen, und es hatte nie einen Anlass gegeben, das in Frage zu stellen.

Ich weiß nicht, vielleicht ist das ja mit ein Grund, dass mein Kopf sich anfühlt, als würde er jeden Moment platzen?

»Das ist ein Scherz!«

Fanny knallt die Spindtür zu.

»Nein«, sage ich ruhig.

»Doch, ist es.«

»Nein.«

»Scheiße, Alicia!«, ruft sie. »Ist dir das auf der Toilette eingefallen?«

»Mehr oder weniger.«

»Aha. Du bist kurz in der Pipibox eingeschlossen und kommst als *erleuchteter Mensch* wieder raus, oder was? Dachttest, dein letztes Stündlein hätte geschlagen, und jetzt, wo du deine zweite Chance siehst, betrachtest du das Leben plötzlich aus einer ganz *anderen Perspektive*?«

Ich finde es unnötig zickig, wie sie mir das mit *erleuchtet* und *Perspektive* vor die Füße rotzt, als wäre es was Ekeliges.

»So in etwa«, sage ich.

»Mein Gott«, stöhnt Fanny. »Deine Hirnrissigkeiten erreichen wirklich mit jeder Sekunde ein neues Niveau!«

Sie stapft durch den Flur davon und lässt mich bei den Spinden stehen, und ich muss fast schreien, damit sie mich hört.

»Der Vorschlag kam doch von dir!«, brülle ich, und sie bleibt tatsächlich stehen.

»Das war ein Scherz, Alicia.«

Sie presst die Zähne aufeinander.

»Das war ein Scherz! Ich hab doch verdammt noch mal nicht damit gerechnet, dass du das ernst nimmst.«

Damit setzt sie sich in Bewegung. Ich mich auch. Einerseits wie immer, andererseits auch wieder nicht. Diesmal folge ich ihr nämlich nicht, sondern gehe in die andere Richtung.

Ein Stück vom Schulhof entfernt steht eine einsame Parkbank. Dort lasse ich mich nieder und *überdenke die Situation*, wie Papa sagen würde. Das mit Fanny geht mir ziemlich an die Nieren, stelle ich

fest. Ich war kein bisschen vorbereitet auf ihren Protest und dass sie stinkig und sauer davonstiefelt. Das ist kein gutes Omen. Eine Reihe unangenehmer Momentaufnahmen meiner Zukunft ziehen an meinem inneren Auge vorbei, blitzen kurz auf und wechseln mit schnellen Cuts, wie ein Trailer meiner Lebensgeschichte, der ein Riesenpublikum in die Kinosäle locken soll. Ich finde ihn nur gar nicht überzeugend. Eher beunruhigend.

Kameraschwenk zu einer enttäuschten Mutter im Küchenmilieu. Schnitt. Standbild einer weinenden Großmutter. Schnitt. Schreiender Vater. Schnitt. Knallende Türen. Schnitt. Loser-Jugendliche auf dem Bett. Schnitt. Einsam und von allen gehasst. Ende.

Ich weiß nicht, was genau ich mir eigentlich vorgestellt habe, außer dass ich mit Fannys Reaktion absolut nicht gerechnet habe. Es Fanny mitzuteilen, hatte ich mir total easy vorgestellt! Kaffeekränzchen, sozusagen. Du, ich mach es, ich schmeiß das Gymnasium, wollte ich sagen, und sie sollte antworten, aha, na, traurig für mich, aber gut für dich, was machen wir am Wochenende?

So ungefähr.

Und was ist?

Alles ganz anders.

Und das macht mich so nervös, dass ich auf einer Parkbank auf der Allee sitze, die in die Stadt führt, und *die Stirn in tiefe Falten lege*, wie es so schön heißt. Mental zumindest, rein physisch bin ich dazu nicht in der Lage. Das Einzige, was ich zustande bringe, ist eine tiefe Furche zwischen den Augenbrauen, und mit einer Furche zwischen den Augenbrauen kommt man in diesen Zusammenhängen nicht weit.

Ich schlucke.

Wenn meine beste Freundin schon mit hysterischem Gezeter und Spindtürenknallen reagiert wie die reinste Drama-Queen, mag ich mir gar nicht ausmalen, wie meine Mitteilung zu Hause am Küchentisch ankommt. Oder bei Oma. Oder bei meinen Lehrern. Habe ich jemanden vergessen?

Rektor? Studienberater? König?

Das Gymnasium schmeißen.

Mir schießt durch den Kopf, dass ich gar nicht weiß, wie man das macht.

* * *

Man muss dreimal hintereinander bei Oma klingeln, damit sie weiß, dass kein Verbrecher vor ihrer Tür steht, der in ihre Wohnung will, um sie auszurauben, sondern jemand, den sie kennt. Danach hört man ihre Pantoffelschritte auf dem Boden und die Tür geht auf.

»Hallo, Oma«, sagt man dann.

»Hallo, mein Mädchen«, antwortet sie.

Dann geht man rein und setzt sich auf ihr Sofa und sie löst Kreuzworträtsel und man selbst blättert in irgendeiner Zeitschrift und immer, immer gibt es roten Saft und Kekse.

»Bist du eingeladen?«, frage ich mit einem Blick auf die Lockenwickler, die unter dem Tuch hervorklugen, das sie um den Kopf gebunden hat.

»Eingeladen?«, sagt sie. »Nicht, dass ich wüsste. Ich habe heute Morgen die Haare gewaschen.«

Ich suche vergeblich nach der Logik in ihrer Antwort.

Ich hab mir heute Morgen auch die Haare gewaschen.

Hab ich was verpasst?

»Muss man die Haare dann auf Lockenwickler aufdrehen?«, frage ich.

»Na ja, was heißt hier müssen«, sagt meine Oma. »Zwingen tut mich niemand, aber du solltest mal sehen, wie ich aussehe, wenn ich sie ohne die Dinger trocknen lasse.« Sie zeigt auf die Lockenwickler. »Wie ein Reisigbesen. Sie stehen dann in alle Himmelsrichtungen ab. Da erschreck ich mich vor mir selbst, wenn ich in den Spiegel gucke.«

Ich nicke.

»Klar, das will man natürlich vermeiden.«

»Genau.«

Oma greift nach einer meiner dunklen Strähnen und hält sie gegen das Licht. Untersucht sie kritisch. Ich weiß schon, was sie sagen wird, ehe sie den Mund aufmacht. Wir haben das schon öfter durchgespielt.

»Du solltest es vielleicht auch mal probieren«, sagt sie. »Ich sage nur: Reisigbesen.«

Ich ziehe meinen Kopf weg.

»Das soll so sein.«

»So zottelig?«

»Ja.«

»Und ungleichmäßig?«

»Ja.«

»Und scheckig?«

»Ja.«

Oma schüttelt den Kopf.

»Ich finde das aber nicht schön«, sagt sie.

»Macht nichts«, sage ich.

»Aber das weißt du ja bereits.«
»Ja.«
»Ist ja schließlich dein Haar.«
»So ist es.«
»Geht mich also nichts an.«
Oma lacht und hält mir die Saftkanne hin wie eine Friedenspfeife.
»Noch Saft?«

Als ich vielleicht acht Jahre alt war, haben mein zwei Jahre älterer Cousin Axel und ich in Omas Garten gezeltet. Ich war gerade am Einschlafen, als er mich mit dem Finger in die Seite pikste.

»Du, Alicia?«
»Ja?«
»Wie alt ist Oma eigentlich?«
Ich gähnte.
»Weiß nicht so genau.«
»Hundert, glaube ich«, sagte Axel.
»Mindestens«, sagte ich.
»Zweihundert?«
»Vielleicht sogar tausend.«
Axel kicherte.
»So alt wird kein Mensch«, sagte er.
»Nicht jeder«, sagte ich. »Aber Oma schon.«
»Glaubst du?«
»Ja«, sagte ich, und das tat ich wirklich, tue ich immer noch, weil die üblichen Regeln auf Oma nicht anwendbar sind, sie ist kein gewöhnlicher Mensch. Ich glaube, sie ist aus Stahl.

»Oma?«
Sie drückt den Bleistift auf die Stelle im Kreuzworträtsel, wo sie gerade ist, als sie unterbrochen wird, und schaut auf.
»Ja?«
»Weißt du, was das Beste an dir ist?«
»Nein.«
»Dass du so uralt bist.«
Sie zieht ihre weißen Augenbrauen hoch.
»Ich meine«, rede ich weiter, »du bist so schön altmodisch alt. Nicht nur, dass du über achtzig bist. Du wickelst dein weißes Haar auf Lockenwickler und trägst Kniestrümpfe unter deinem Rock. Das ist cool. Ich mag diese modernen Omas nicht, die in Jeans und mit gefärbten Haaren rumlaufen.«
Oma wendet sich wieder ihrem Kreuzworträtsel zu und ich meiner Zeitschrift, und ich denke, jetzt kann ich es nicht mehr lange